

(Nachdruck verboten.)

1) Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

I.

Während des ganzen Tages hatte der eisige Nordostwind gewaltige Schneemassen über die Ebene getrieben. Jetzt, in der hereinbrechenden Dämmerung, strich ein linder, fast frühlingstauer Hauch über die winterlichen Felder. Aus der grau gefärbten Schneedecke stieg ein feiner Dunst empor und schwebte wie eine ungeheure Wolke über den schweigenden Weiden. Unaufhörlich tropfte die Feuchtigkeit von dem kahlen Geäst der Bäume; überall rieselte und plätscherte das Schneewasser.

Durch die feierliche Stille, die wie etwas Körperliches auf Weilen in der Runde lastete, ertönte lustiges Schellengelingel und lautes Stimmengewirr in der Richtung des Dorfes Senten, in dessen Nähe die stattliche Villa des Amtsvorstehers Tschmer lag. Dort glänzten alle Fenster in festlichem Licht; Schlitten auf Schlitten hielt vor dem hellstrahlenden Haupteingange.

Alexander Tschmer feierte das zehnjährige Bestehen der „Louisengrube“, deren Miteigentümer und Repräsentant er war. Alle größeren Grundbesitzer des Amtsbezirkes und auch eine Anzahl Kleinbauern waren zu dieser Festlichkeit geladen. Keiner hatte versäumt, der Einladung Folge zu leisten; war doch bekannt, daß der Prunk des heutigen Tages nur den Vorwand bildete zur Einleitung eines neuen, großartigen Unternehmens, das noch mehr wie die Gründung der Louisengrube das bisherige wirtschaftliche Leben Sentens beeinflussen sollte. Alle versprachen sich goldene Berge von dieser neuen Unternehmung.

Eine zeitlang war dies allerdings anders gewesen. Die Mehrzahl der Bauern wollte von dem Plane, eine zweite Zuckerrübenfabrik dicht neben der alten zu bauen, nichts wissen. Man mißtraute Tschmer, dessen ehemalige Direktortätigkeit in der alten Fabrik vielen Widerspruch hervorgerufen hatte. Erst als Tschmer aussprenge ließ, er werde eventuell die Fabrik allein bauen, schwemmte die Furcht, von der vielleicht doch reichen Miternte ausgeschlossen zu werden, alle Bedenken hinweg.

Daß dem Tschmer eine solche That zuzutrauen war, daran zweifelte niemand, der sein Wirken in den letzten zehn Jahren beobachtet hatte. Und beobachtet hatten es schließlich ja alle, denn laut und geräuschvoll war der ehemalige Fabrikschreiber seinen Weg gegangen. Wo man hinsah, waren die Spuren seines Wirkens zu erkennen. An seinen Namen knüpften sich die unzähligen Umwälzungen und Wandlungen, die das wirtschaftliche und soziale Leben dieses kleinen Fleckchens Erde im Verlaufe des entchwundenen Jahrzehnts durchgemacht hatte. Mit staunenswerther Leichtigkeit und Schnelligkeit raffte er ein bedeutendes Vermögen zusammen, erwarb er sich den größten Grundbesitz im ganzen Bezirke. Anfangs erregten die gewagten Verbesserungen und Steuerungen, die er in seinem landwirtschaftlichen Betriebe durchführte, nur ein allgemeines Kopfschütteln bei dem Schwarme der altmodisch wirtschaftenden Bauern, dann aber fanden sie Anerkennung und schließlich Nachahmung.

Alle seine Gegner hatte Tschmer rücksichtslos zu Boden geschmettert und zuletzt seinem bisherigen materiellen Erfolge, als Amtsvorsteher, Mitglied des Eisenbahn- und Landwirthschaftsraths, noch den Glanz äußerer Würden angereicht.

Die Begeisterung, mit der die Bauern heute der Einladung dieses Mannes folgten, war daher sehr verständlich. Auch über die Lanisten war das Fieber gekommen, mitzuertnen bei dem reichen Goldregen, der unter Tschmer's Leitung über Senten niederzugehen versprach.

Unter den 25—30 Männern, die das in Licht gebadete Gesellschaftszimmer der Tschmer'schen Villa füllten, herrschte eine siederhafte Erregung. In Gruppen, genau nach der Größe des Geldsacks gesondert, standen die alten und jungen Bauern beisammen, bereits heftig und leidenschaftlich das Projekt diskutierend. Der größte Kreis gruppirt sich um den Herrn des Hauses, der, mit dem Rücken gegen ein Fenster gelehnt, ruhig aber eindringlich in die Zuhörer einsprach.

„Das überlassen Sie nur mir. Sie wissen, meine Herren, daß ich das Geschäft verstehe und daß ich, wenn erst die nöthigen Formalitäten erfüllt sind, schon dafür sorgen werde, daß der Bau, die Einrichtung und Inbetriebsetzung flott von statten gehen. Ich weiß, was ich will, und risikire mein schönes Stück Geld nicht für eine aussichtslose Sache. Aber wir müssen uns nun rasch entscheiden, wenn die Fabrik über's Jahr fertig sein soll; denn jedes verlorene Jahr bedeutet einige hunderttausend Mark glatt verdientes Geld weniger für die hiesigen Landwirthe, die, Gott sei es geklagt, doch alle so schwer um die Existenz zu kämpfen haben, daß ihnen eine gute Nebeneinnahme von Herzen zu gönnen wäre.“

Ein allgemeines Kopfnicken begleitete den Schlußsatz.

„Ich schlage zu, Herr Tschmer!“ nahm der reiche Gutsbesitzer Berger aus Senten das Wort, einen ermunternden Blick um sich werfend. Die hunderttausend Mark Gewinn tanzten bereits vor seinen Augen.

„Ich bin auch dabei!“ kam es etwas zaghafter über die Lippen eines jungen, übermäßig dicken Bauers.

Alle staunten über diesen raschen Entschluß des Schulze; es war bekannt, daß er eigentlich nie einen selbständigen Entschluß fassen durfte, wenigstens nicht, wenn es sich um Geldausgaben handelte. Obwohl Besitzer des größten Gutes in Hogwitz, galt er allgemein doch als eine nichts sagende Null, die er auch wirklich war. Seine reiche, um zehn Jahre ältere Frau, ein Ausbund von Häßlichkeit, aber aus einer angesehenen Gutsbesitzerfamilie stammend, führte ein herrisches Regiment. Tschmer, der dies wohl wußte, hatte sich die Zustimmung der Frau längst durch eine geschickte Aufstachelung ihrer Habgier zu sichern gewußt.

„Da kann ich mir man och nich ausschließen!“ ließ sich die bedächtige Stimme des Gutsbesitzers Steinig, des einflußreichsten Bauern aus Hogwitz, vernehmen.

Steinig war der Typus des gerissenen Bauers. Auf seinen vielfachen Reisen — er betrieb neben der Bewirthschaftung seines Acker's noch einen schwunghaften Viehhandel, der ihn nach allen Gegenden des Reiches führte — hatte er manche Eigenthümlichkeit ferner Stadt- und Landbewohner in sich aufgenommen, die er bei jeder Gelegenheit zur Schau stellte. Den Inbegriff aller Wichtigkeit aber glaubte er im Berliner Dialekt gefunden zu haben, den er in der ergötzlichsten Weise gebrauchte. Im übrigen war er ein selbstgemachter Mann, der sein bescheidenes Gütchen im Laufe der Jahre zu einer ansehnlichen Größe ausgedehnt hatte. Wo Geld zu verdienen war, fehlte er nicht. Er war der Geldleiher der ganzen Gegend und hatte in der harmlosesten Weise bereits einem Duzend hilfsbedürftiger Kleinbauern die Kehle zugeschnürt. Er verstand sein geheimes Buchergeschäft so vorzüglich hinter der Maske des hilfsbereiten, gutmüthigen Menschenfreundes zu verbergen, daß er in den Augen der Meisten stets der honette, biedere Mann blieb, den er mit Vorliebe spielte.

Seine Wirthschaft war mustergiltig; sein Ruf als tüchtiger Landwirth rücksichtslos anerkannt. Wie jeder Emporkömmling trug er ein gewaltiges Selbstbewußtsein zur Schau, führte das große Wort in der Schenke und ließ am liebsten seine dummen Späße an jenen Unglücklichen aus, deren Wechsel an jedem Quartalsersten ohne Gegenleistung um ein Beträchtliches größer wurden. Er hatte nur einen Ehrgeiz: auf dem Gebiete der Ackerbauwirthschaft allen, auch dem neuen Rivalen Tschmer, den Rang abzulaufen. Das Glück Tschmer's nagte überhaupt wie ein geheimes Leiden an seinem sonst so zufriedenen Dasein. Jede neue Wirthschaftsmethode, die Tschmer einführte, ahmte er nach, oft mit besserem Erfolge als sein Vorbild. Wie ver schlagen er dabei zu Werke ging, konnten die meisten von Tschmer's Verwaltern bestätigen, die er durch Gelddarlehne geschickt an sich zog. Auch äußerlich kopirte er gern seinen Rivalen.

Das Nachäffen der Tschmer'schen Lebensgewohnheiten war bei ihm zu einer Manie geworden, die freilich komisch wirken mußte, da er immer nur der vollkommen ungebildete Bauer blieb, der bei aller Pfliffigkeit doch nie jenes feine Anpassungsvermögen besaß, dem Tschmer seine Karriere verdankte.

Auch Tschmer hatte nur eine ganz dürftige Schulbildung genossen; aber sein Lebensgang hatte ihm die Pose klar

gemacht, in der er sich zeigen mußte, um seine Unwissenheit zu verhüllen. In Tefmer's Villa war alles bis ins kleinste geschmackvoll, geziehen und unausdringlich. Steinig's im Villenstyl gebautes Wohnhaus glich im Innern einer Kaufbude, wo alles in die Augen fallend zur Schau gestellt war, um die Bewunderung des Beschauers herauszufordern.

Die Zustimmungserklärungen dieser drei gewichtigen Persönlichkeiten waren für Tefmer ein halber Erfolg. Raun waren sie bekannt geworden, als die kleineren Besitzer, voll Angst, womöglich beiseite geschoben zu werden, Tefmer mit ihren Beitrittserklärungen geradezu in Verlegenheit setzten.

„Aber, lieber Freund,“ wandte sich Tefmer an den Bauer Wegner, „die Sache kostet viel Geld, und die Wirthschaft wird durch den Rübenbau sehr kostspielig“. Es war bekannt, daß Wegner tief verschuldet und sicher das nächste Opfer der Steinig'schen Menschenfreundlichkeit war.

Das geröthete bartlose Gesicht des Angeredeten färbte sich noch einige Töne dunkler, als er sein: „O, das Geld, Herr Tefmer, schaffe ich schon!“ hervorstotterte.

Ander's lag die Sache bei dem Kleinbauer Mundt, dem Nachbar Wegner's in Hogwitz. Mundt hatte wenig Schulden, gönnte sich sammt seiner Familie kaum das Nothwendigste zum Leben und arbeitete wie ein Lastthier. Es hieß sogar, daß er jährlich noch einige Hundert Mark zurücklege. Auf sein Anerbieten hatte Tefmer daher auch ein sehr leutseliges: „So ist's recht, lieber Freund!“

Im grunde genommen frug Tefmer auch gar nichts nach dem Beitritt der kleinen Bauern. Er wußte viel zu gut, daß die paar tausend Zentner Rüben, welche diese Leute in die Fabrik liefern konnten, auf das Gedeihen des Unternehmens ganz ohne Einfluß waren. Aber er verfolgte andere Pläne. „Kleinvieh macht auch Mist“, dachte er; wobei er im Auge hatte, daß die Kleinbauern sich bei dem neuen Unternehmen gehörig hineinreiten würden, und er früher oder später ihr kleines Besitzthum nebst den Fabrikanteilen um so leichter an sich bringen könnte. Er hatte Erfahrung darin, denn er hatte bisher schon ein halbes Duzend dieser Gütchen aufgekauft.

Dann aber brauchte er die Sympathien dieser Bevölkerungsschicht für seine in Aussicht genommene politische Laufbahn. Sein Interesse an dem Wohlergehen der kleinen Landwirthe sollte dereinst unter Beweis gestellt werden können. Wenn sie durch Betheiligung an seinem neuen Unternehmen ihr wirthschaftliches Ende erst recht beschleunigten, so war das nicht seine Schuld. Er hatte es gut gemeint; auf ihn sollte die Welt keinen Stein werfen.

Dies waren Tefmer's Gedanken, während er im Zimmer von Gruppe zu Gruppe eilte und freundliche Worte und herzliche Händedrucke mit den freudig erregten Bauern austauschte. Seine stattliche Gestalt reckte sich höher, über sein fleischiges, aber scharf gezeichnetes Gesicht, das ein starker, leicht ergrauter Vollbart umrahmte, slog ein triumphirendes Lächeln, als er jetzt mit seinen grauen, listig funkelnden Augen das erregte Gewimmel um sich herum betrachtete. Diese durch Gewinnsucht, Geiz und vertrauensfällige Hoffnungen aufgeregte Heerde folgte ihm blindlings, das fühlte er.

Die Frauen und Töchter der Geladenen erwarteten inzwischen plaudernd und ungeduldig die Aufforderung zum Diner.

„Zu Tische, meine Damen und Herren! Zu Tische!“ tönte endlich Tefmer's Stimme durch das allgemeine, lärmende Durcheinander.

Nur langsam, unter fortwährendem Hin- und Herreden lösten sich die Gruppen und strömten nach dem Speisesaale, der für diese große Anzahl von Gästen allerdings etwas zu klein schien.

Die Enge bei Tische that indessen der guten Laune keinen Abbruch, schien im Gegentheil die allseitige Erregung noch zu erhöhen. Man aß und trant mit dem Bewußtsein, etwas ganz Besonderes vor sich zu haben, ohne aber recht zu wissen, was; die erwartungsvolle Spannung, die in der Luft lag, hatte jedes körperliche Empfinden abgestumpft. Der Lärm wuchs von Minute zu Minute. Der Wein begann den Leuten zu Kopfe zu steigen. Die Männer lachten, schwatzten und schrien wie in der Schenke. Die Frauen gaben lebhaft die immer derber werdenden Späße zurück.

Tefmer war überall, trant jedem zu und hatte vor allem für die meisten seiner weiblichen Gäste ein scherzendes und unterhaltendes Wort, während seine Frau, eine kleine, untersehte Person mit hübschen, durch eine geröthete

Nase etwas entstellten Gesichtszügen, nur wenig aus den Schranken einer vornehmen Reserve heraustrat. Tefmer's derbe Art, den verlegenen Bauernfrauen den Hof zu machen, schien sogar ihr höchstes Mißfallen zu erregen. Um so lebhafter unterhielt sich ihre Schwester, Frau Pastor Kleinschmidt, mit den Männern und Frauen ihrer Umgebung. Ihr großer Kopf mit dem weichen schwarzen Haar und dem aschgrauen Gesicht neigte sich bald nach rechts, bald nach links. Ihr Mann saß schweigend und, wie es schien, unendlich gelangweilt neben ihr.

Pastor Kleinschmidt war ein hagerer, blasser Mann mit vollständig ergrautem Haar, das ihm bis auf die Schultern fiel. Die zurückhaltende, fast abstoßende Art, in der er mit seinen Pfarrkindern verkehrte, hatte ihm wenig Freunde erworben. Sein Verkehr beschränkte sich meist auf die Familie seines Schwagers Tefmer. Er sah in seinem Amte nichts als ein bloßes Geschäft, erledigte seine Obliegenheiten mit einer dementsprechenden Kürze und Kälte und hatte nur eine Leidenschaft: eine Partie Stat. Er hatte in seinem Leben keinem Menschen Böses oder Gutes gethan, war in seinem Verhalten stets streng korrekt und auf seinen Vortheil bedacht. Trat er einmal öffentlich auf, gab er sich durchaus orthodox. Alles an ihm war nüchtern, kalt und zurückhaltend.

Beim Dessert klopfte der Pastor an sein Glas und begann unter lautloser Stille:

„Meine lieben Freunde! Das frohe Fest, das wir heut begehen, ist so recht ein Beweis, wie reich Gottes Segen auf der Arbeit meines theueren Schwagers geruht hat. Sie alle wissen, wie schwer es ihm geworden ist, sich aus seinen recht ärmlichen Verhältnissen zu der jetzigen Höhe empor zu arbeiten. Aber was wäre Menschenarbeit ohne des Herrn Hilfe gewesen? Ihm verbanke er in erster Reihe sein Glück und dann seinem Gottvertrauen in allen Stunden der Drangsal und der Ungewißheit. Möge ihm dieses Gottvertrauen auch ferner erhalten bleiben; möge Gottes Segen auch weiter auf seiner Arbeit ruhen und auf allen seinen Unternehmungen! Das wünsche ich und gewiß auch Ihr alle, meine Freunde. In diesem Sinne bitte ich Sie, Ihre Gläser mit mir zu leeren auf das Blühen und Gedeihen des Hauses Tefmer und des Jubelkundes, der Louisenruhe!“

Der Aufforderung des Pastors wurde mit Begeisterung Folge geleistet. Kaum hatte sich der Beifallsturm ein wenig gelegt, als sich Tefmer erhob und feierlich an sein Glas klopfte.

„Meine Damen und Herren! Tief ergriffen nehme ich das Wort, um Ihnen zu danken für die aufrichtigen Beweise Ihrer Freundschaft und Zuneigung, die Sie mir heute gegeben haben. Aber, wie mein lieber Schwager schon sagte, die Ehre des heutigen Tages gebührt in erster Linie dem Herrn, der meine schwachen Werke so segensreich unterstützt hat. Im Vertrauen auf ihn will ich auch weiter wirken zum Wohle meiner Mitbrüder. Die Zeiten sind ernst, und wir haben alle schwer zu kämpfen gegen die neuen Verhältnisse, welche die Welt auf den Kopf stellen möchten. Wir Landwirthe wissen am besten, wie schwer die neuen Zeiten auf uns lasten. Die Tage des ruhigen, friedlichen Lebens sind für uns vorüber; die Noth pocht an unsere Thür, und bei Zeiten gilt es, Vorkehrungen zu treffen, daß sie nicht Eingang findet. Die Getreidepreise sinken zusehends; Fleisch, Milch und Butter werden immer billiger. Was soll da besonders der kleine Landwirth anfangen! Leider können wir die amerikanische Konkurrenz nicht aufheben, ebenso nicht die mächtigen Verkehrswege verstopfen, durch die uns diese Konkurrenz immer mehr auf den Leib rückt. Aber wir Bauern sind ein zähes Volk; so leicht wollen wir uns nicht unterliegen lassen, und wenn wir eine Mauer nicht umreißen können, dann weichen wir ihr eben aus. Ja, meine Freunde, es giebt, Gott sei Dank, noch ein Mittel, der Schundkonkurrenz durch das ausländische Getreide aus dem Wege zu gehen. Kurz, meine Herren, bauen wir Zuckerrüben! Viele Landwirthe haben sich damit schon geholfen; in nächster Nähe haben wir ja Rübenbauer; ich selbst gehöre zu ihnen und muß sagen, daß ich gut dabei gefahren bin. Aber auch das Wohl meiner Nachbarn liegt mir am Herzen. Auch Sie sollen Rüben bauen, meine Herren, und Sie werden Rüben bauen, wenn Sie wollen, wenn wir erst eine neue Zuckersabrik haben!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eisenbahn-Unfälle.

Von W. Verdrow.

Mit der Hochsaison des Reisens haben sich auch in diesem Jahre ihre unheimlichen Begleitererscheinungen, die Zugentgleisungen, die Zusammenstöße, die Schienenbrüche, kurz die ganze Armee der Zufälligkeiten, die geeignet sind, ängstlichen Gemüthern das Reisen zu verbittern, wieder eingestellt. Ja, sie scheinen sich zu vermehren, keine Woche ist in der letzten Zeit vergangen, ohne daß eine oder mehrere Eisenbahn-Katastrophen von sich reden machten, und die Frage ist ganz natürlich, ob denn alle Maßregeln, dieser Gefahr zu begegnen, schon erschöpft sind, und der Vorsicht gar nichts mehr zu thun übrig bleibe.

In der unverkennbaren Thatsache, daß die Zugkatastrophen in der Hauptreisezeit den Höhepunkt ihrer Häufigkeit erreichen, liegt schon ein Fingerzeig zur Beantwortung dieser Frage. Fast alle Eisenbahn-Zusammenstöße werden durch falsche Weichenstellung, fehlerhafte Signalisierung, unvorsichtiges Rangieren, Nichtbeachtung gegebener Signale oder irgend eine andere Fahrlässigkeit des Zug- oder Stationspersonals herbeigeführt, und selbst ein Theil der Entgleisungen, soweit sie nicht auf freier Strecke stattfinden, ist ähnlichen Ursachen zuzuschreiben. Die schon unter gewöhnlichen Umständen durch ihre lange tägliche Dienstzeit und die nervös machende Verantwortlichkeit ihres Berufs sehr stark mitgenommenen Beamten und Unterbeamten sind offenbar in der Hauptreisezeit zum Theil den verstärkten Ansprüchen der rascheren Zugfolge, der vielen Extrazüge, des vermehrten Menschenandrangs nicht mehr gewachsen. Die großstädtischen Bahnhöfe mit ihrem stets enormen Verkehr und ihrer jahraus, jahrein starken Zugfolge vermögen eher ein Personal zu erziehen, das diesen hohen Anforderungen an Geistesgegenwart und Nerven gewachsen ist, die kleineren Zwischenstationen mit ihrem meist geringeren Verkehr und einem weit unvollkommenen Signalapparat aber nicht. Darin liegt kein Vorwurf für die durchweg tüchtige Beamtenklasse unserer Eisenbahnen, aber ein um so schwererer für eine Verwaltung, die das Prinzip der Beamten- und Gehaltsersparnisse bis zum verhängnisvollsten Extrem durchzuführen gesonnen scheint.

Die Zugentgleisung, der bei weitem häufigste, wenn auch meist harmlosere Anlaß von Eisenbahn-Unfällen, fällt seltener der Unachtsamkeit von Beamten, als anderen Ursachen zur Last. Soweit die gewaltsame oder durch den Betrieb allmählig herbeigeführte Zerstörung der Geleise Entgleisungen nach sich zieht, würde ein neuerer Fortschritt des Eisenbahnbaues wahrscheinlich geeignet sein, ihre Zahl bedeutend einzuschränken. Sowohl die gewaltsamen Eingriffe in den Geleiskörper zum Zwecke der Herbeiführung von Eisenbahn-Unfällen, als die Lockerung durch den Betrieb, erfolgen meist an der Stelle des sogenannten Schienenstoßes, das heißt da, wo zwei Schienenköpfe durch Laschen und Schrauben verbunden, aneinander stoßen. Die leicht lösbare Schraubenverbindung, die allerdings bisher für notwendig gehalten wurde, um der Ausdehnung der Schienen durch Temperatureinflüsse Spielraum zu gewähren, fordert bei Eisenbahnverbrechern zur Lockerung geradezu heraus und ist auch im allgemeinen die verwundbarste Stelle des Oberbaus. Seit sich nun neuerdings gezeigt hat, daß genietete und selbst verschweißte Schienenstöße der ausdehnenden Wirkung der Wärme ganz gut widerstehen, sind bereits in Amerika, England und Frankreich hunderttausende von Schienenstößen auf diese Art verbunden. Damit ist gleichzeitig für die Sicherheit des Betriebes und die Bequemlichkeit der Fahrt viel gewonnen, denn der feste Schienenstoß vermindert nicht allein die Gefahr des Entgleisens, sondern er gewährleistet auch eine viel ruhigere, sanftere Bewegung der Züge und trägt damit wiederum zur Erhaltung der Schienen und zur Vermeidung von Schienenbrüchen bei. Letztere Wirkung wird übrigens auch durch eine auf mehreren Strecken Deutschlands schon eingeführte schwerere Laschenverbindung, die sogenannte Stoßfangmaschine, erreicht, sodaß auch diese Neuierung geeignet scheint, die Sicherheit gegen Entgleisen zu erhöhen.

Ist eine Katastrophe, sei es eine Entgleisung oder Zugbegegnung unvermeidlich, so beruht die Verhütung weiteren Unheils wesentlich auf den Bremsen, die der Zug fährt. Daß die neuen Luftdruckbremsen, mit denen wenigstens alle schnell fahrenden Züge ausgerüstet sind, trotz ihrer sorgfältigen Herstellung und Ueberwachung gelegentlich einmal versagen können, haben mehrere schwere Katastrophen bewiesen, aber trotzdem mag man in einem D-Zuge von 80 Kilometer Geschwindigkeit und kolossalem Gewicht, der mit Westinghouse-Bremsen ausgerüstet ist, sicherer fahren, als in einem Dummelzug ohne diese.

Eine Erwägung legen jedoch alle neueren schweren Eisenbahnkatastrophen dringend ans Herz. Der augenblicklich noch immer weiter beschrittene Weg der Vervollkommnung der Betriebsmittel, der zum Bau der heutigen kolossalen Schnellzugsmaschinen und der riesigen Wagen von 20 Tons Gewicht oder mehr geführt hat, ist doch vielleicht nicht der richtige. Es ist an der Zeit, noch mehr als bisher der Theilung des Verkehrs in leichtere und kürzere Züge nachzudenken, die mit derselben oder größerer Geschwindigkeit wie bisher fahren, dem raschen Bremsen aber nur den dritten bis vierten Theil des Widerstandes entgegensetzen, wie die heutigen Schnellzüge mit ihrer enormen todtten Last. Die Elektrizität ist technisch, darüber ist man sich allseits klar, vollkommen im stande, diese Aufgabe zu lösen; die Lokomotiven der im Bau stehenden

Jungfraubahn, die stärksten bisher für Bergbahnzwecke gebauten Maschinen, wiegen bei 300 Pferdestärken nur 11 bis 12 Tonnen, d. h. den sechsten Theil einer Schnellzuglokomotive heutiger Bauart, und auch weit stärkere Kräfte würden sich für den Betrieb in der Ebene, wenn es zur Bewegung kurzer Züge überhaupt nöthig wäre, in sehr leichten Maschinen konzentriren lassen.

Eine andere Frage ist vorläufig noch die nach der wirtschaftlichen Seite des Schnellzugsbetriebes mit kleinen elektrischen Lokomotiven. Wenn jedoch bei noch weiter zunehmender Verkehrsfrequenz die Zahl der Unglücksfälle sich besorgniserregend mehren sollte, so würde schließlich die Sicherheitsfrage auch derjenigen nach dem ökonomischen Nutzen vorangehen müssen. Der elektrische Betrieb auf kurzen und leichten Zügen verdient aber dann um so mehr Berücksichtigung, als er in der elektrodynamischen Kraft der Lokomotiven, die ebenso gut der Hemmung wie dem Antrieb dienlich gemacht werden kann, über ein gewaltiges Bremsmittel verfügt, dessen die Dampflokomotive ganz und gar entbehrt. —

Kleines Feuilleton.

— Zweitausend fünfshundert Findlinge sind im verflohenen Jahre von der Polizei in New-York registriert worden. In den meisten Fällen ist nicht Armuth das Motiv der Aussetzung. Die Findlinge sind selten schlecht genährt und gelleidet, viele sogar werden in Seide und Spitzen gehüllt gefunden, auf der Schwelle der Reichen, aber auch in Seitengassen, auf Parkbänken, in Aschensässern und Wagen, die nachts auf den Straßen stehen. Sehr selten werden die Eltern der Findlinge später bekannt. Der Gebrauch, ihnen Gegenstände mitzugeben, auf grund deren später die Mutter ihr Kind zu reklamiren gedenkt, scheint ganz außer Mode gekommen zu sein. Bis das „Baby“ im Findelhaufe getauft wird, bekommt es eine Nummer, und alle Umstände der Aufindung werden in einem großen Buche registriert. Der ihm bei der Taufe gegebene Name hängt meist von Zufälligkeiten ab; es wird in keiner Weise prinzipiell dabei verfahren. 90 pCt. der im städtischen Findelhaufe auf „Randals Island“ untergebrachten Findlinge sterben im ersten halben Jahre und zwar aus Mangel an befömmlicher Nahrung, gehöriger Pflege und den nöthigsten sanitären Einrichtungen in der Anstalt. Wenn die Findlinge das Alter von drei Jahren erreichen, werden sie zur Adoption ausgestellt, und man wird sie auch meist auf diesem Wege los. Sie werden von westlichen Farmern gesucht, die sich an ihnen billige Arbeitskräfte heranziehen. Sehr viele Mütter, welche sich scheuen, ihr Baby auszugeben, gehen in die Hospitäler, wenn die Zeit ihrer Entbindung herannahet, und lassen sich dort unter falschem Namen und Adresse registriren. Sie nehmen später ihre Kinder nicht mit sich, vorgebend, sie besäßen keine Existenzmittel. —

Literarisches.

bt. R. Hermann Wolf: Die Gesundheitspflege des Arbeiters. Dresden, Verlag von A. Herrmann. Preis 50 Pf. — In dem kleinen, 50 Seiten umfassenden Büchlein sind die Hauptfordernisse, welche ein körperlich und damit auch geistig gesundes Leben verbürgen, in verständiger und klarer Weise besprochen. Freilich weiß der Verfasser recht gut, daß der Arbeiter gar nicht in der Lage ist, seine Lebensweise nach den Regeln der Gesundheitslehre einzurichten; deshalb weist er am Schluß der einzelnen Abschnitte: die Ernährung, die Wohnung u. s. w. sehr eindringlich darauf hin, daß es für den Arbeiter nur ein einziges Mittel giebt, um zu einer vernünftigen Lebensweise und zu einem ruhigen Lebensgenuß zu gelangen: den zielbewussten Kampf gegen die herrschenden gesellschaftlichen Zustände. Mit Recht endigt er die einzelnen Abschnitte mit dem Ausruf: Arbeiter, schließt Euch fest zusammen, organisiert Euch. Auch das Genossenschaftswesen, das zur Erreichung einer rationelleren Ernährung und zur Vermeidung der dunstigen Gaststuben viel beitragen kann und an manchen Orten — man braucht nur an die belgischen Genossenschaften „Booruit“ u. a. zu denken — viel beigetragen hat, wird im Schlußkapitel noch kurz gestreift. Das lehrreiche Büchlein würde noch einen besseren Eindruck machen, wenn der Verfasser, ein Naturheilkundiger, nicht auf 10 Seiten seinem Herzen über die von den Aerzten empfohlene Impfung und andere ärztliche Heilmethoden, wie die Serumbehandlung bei Diphtherie, Luft gemacht hätte. Hier schießt er, wie das bei Naturheilkundigen ja Brauch ist, weit über das Ziel hinaus und beeinträchtigt dadurch den Werth der kleinen Schrift ganz erheblich. —

Kunst.

— „Der schöne Mensch“: So will Georg Hirth in München die erste Serie seines großen kunsthistorischen Bilderbuches nennen, das unter dem Titel „Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben aller Zeiten“ erscheinen wird. Der „schöne Mensch“ ist hier natürlich der nackte; der bekleidete Mensch wird in einer besonderen Serie (Sitten und Kostüme) behandelt. Aber auch das Idealbild des unbekleideten Menschen war vielfachen Schwankungen unterworfen; ja man kann sagen, daß von den großen Künstlern jeder seine eigenen Schönheitsideale gehabt habe. Besonders interessant sind die variirenden Darstellungen des männlichen und weiblichen Antlitzes, des Mundes, der Augen, der Hände und Füße, des Rückens u., wozu das Werk viele Detailaufnahmen nach Statuen, Gemälden u. darbieten wird. Daß die Natur selbst den Künstlern solche Mannig-

faltigkeit zur Wahl gestellt hat, soll durch eingetretene Photogramme, Illustrationen des Knochenbaues und dergleichen erwiesen werden. Mit dem nackten Menschen beginnt Girth seine neue Publication, „erstens weil alle künstlerischen Regungen von der Betrachtung der nackten Mitmenschen ausgegangen sind, die menschliche Gestalt also die Grundlage jedes künstlerischen Schönheitskanons bilden muß; zweitens um die ausübenden Künstler an die Schönheit als kategorischen Imperativ zu erinnern, und drittens, um in weitesten Kreisen die auch physiologisch bedeutende Ueberzeugung zu befestigen, daß die Wohlfahrt des Menschengeschlechts nicht bloß von geistiger Bildung, sondern auch von körperlicher Schönheit und Kraft abhängig ist.“ In anderen Serien seines großen Bilderatlas will Girth neben Architektur, Decoration und Kunstgewerben u. a. auch die Thierwelt, die Gebilde der Mythen- und Fabelwelt, sowie die Landschaft behandeln. —

Kunstgewerbe.

— Der Münchener Maler Otto Edmann, allgemein bekannt durch seine für die „Jugend“ gezeichneten Randleisten, hat eine Berufung an das Kunstgewerbe-Museum zu Berlin erhalten und angenommen. —

— Ein Preisausschreiben für Künstler-Postkarten aus dem Königreich Sachsen hat das sächsische Ministerium des Innern erlassen. Ausgesetzt sind 12 Preise von je 50 und 12 Preise von je 25 M. Auskunft über die näheren Bedingungen des Preisausschreibens erteilt unentgeltlich die Kanzlei des Ministeriums. —

Medizinisches.

k. Ein neues örtliches Betäubungsmittel. Ausgehend von chemischen Untersuchungen über die Zusammensetzung des Cocains haben Professor Einhorn und Dr. Heinz in München ein neues Mittel entdeckt, welches mit desinifizierender Kraft die Fähigkeit verbindet, den Wundschmerz örtlich zu betäuben. Es ist ein völlig ungiftiges, weißes Pulver, Orthoform genannt, das die Nervenenden, mit denen es in Berührung kommt, lähmt und so den Schmerz beseitigt. So kann es nur dort wirken, wo es mit den Nervenenden zusammentrifft, wo also die Haut- oder Schleimhautdecke fehlt. Schmerzhaft Verbrennungen und alle Arten von schmerzhaften Geschwüren, schließlich auch schmerzhaft Verletzungen, fallen in das Gebiet der Orthoform-Anwendung. Die Entdecker berichten in der „Münchener Med. Wochenschrift“ von guten Erfolgen in vielen hierher gehörenden Fällen. Sie beschränken den Gebrauch des neuen Mittels nicht nur auf äußerliche Anwendung, sondern haben auch bei Kehlkopf- und Magenengeschwüren günstige Erfolge gesehen. Inwieweit es auch noch anderen Zwecken dienen wird, haben weitere Prüfungen zu ergeben. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Eine Riesen-Linde steht zu Neustadt a. d. Linde. Der Stamm hat einen Umfang von 11 Metern, ist aber an vier Stellen gespalten, und die dadurch entstandenen Oeffnungen sind mit Mauerwerk ausgefüllt. Eine $\frac{1}{2}$ Meter hohe, steinerne Terrasse umgiebt den alten Stamm. Das Eigenartigste aber ist wohl das Äußere, das von 111 Säulen, — 9 steinernen und 17 hölzernen — die den Stamm in fünf Kreisen umgeben, getragen wird. Nach den vorhandenen Erwähnungen des Baumes bei historischen Ereignissen muß derselbe im Jahre 1176 gepflanzt worden sein. —

Geographisches.

t. Ein neuentdeckter großer See. Nach einer Mittheilung, die dem französischen Kolonialminister aus Guyana zugeht, wurde in dem südlichen an diese französische Kolonie angrenzenden Gebiete, welches zwischen Frankreich und Brasilien streitig ist, von einem amerikanischen Goldsucher namens Ross ein unbekannter großer See entdeckt. Von dem südlichen Theile des dortigen Goldfeldes kommend, überschritt Ross und sein Begleiter den Fluß Carnot und erreichte nach zwei weiteren Tagemärschen durch das Gebirge die Quelle des Flusses Carsevenne etwa 60 Kilometer südlich von dem Ausgangspunkte des Marfches. Von hier wurde noch 45 Kilometer in südwestlicher Richtung vorgegangen und der erwähnte See entdeckt, aus dem der Mapa Grande entspringt, ein Fluß, der südlich des Carsevenne und mit diesem parallel fließt. Der See hat eine östwestliche Erstreckung und ist bei einer Breite von 4 Kilometern 35 Kilometer lang, seine Wasser sind schwarz, aber klar. Umgeben ist der See von grasreichen Savannen, welche von zahlreichen, mit bewaldeten Ufern eingerahmten Bächen durchschnitten werden, die von den umliegenden Hügeln herabfließen. Die Gegend ist von Hirschen, Tapiren, Wildschweinen etc. reich bevölkert, und alle Art von Wild, das sich in Guyana findet, ist in dieser fruchtbaren Landschaft im Ueberflusse vorhanden. Ross erzählt, daß er eine Rothhirschkud von 80 Kilogramm Gewicht erlegte. Uebrigens fand er bei der Untersuchung der goldführenden Sande auch eine indische Art aus polirtem Chalcedon. —

Meteorologisches.

h. Eine neue meteorologische Bergstation wird auf dem Mount Kosciuszko, dem höchsten Berge Australiens, errichtet werden. Auf dem letzten Internationalen Meteorologen-Kongresse wurde von dem Regierungs-Meteorologen von Queensland auf die große wissenschaftliche Bedeutung einer derartigen Station hingewiesen. Nunmehr hat ein reicher Australier das Angebot gemacht, die ganzen Kosten für die Einrichtung einer vorläufigen Station auf

dem Gipfel des genannten Berges tragen zu wollen. Der Kosciuszko-Berg liegt im südlichen Theile von Neu-Süd-Wales und erreicht eine Höhe von 2240 Metern. Da er, wie gesagt, die höchste Erhebung des Erdtheils darstellt, so werden sehr interessante Ergebnisse von der Einrichtung regelmäßiger Beobachtungen auf diesem Gipfel erwartet. —

Technisches.

— Gewichtsstücke aus einer Glasmasse, die ebenso unumwandelbar wie unzerbrechlich ist, bringt eine schweizer Firma in den Handel und hat auf die Herstellung der Glasmasse auch ein deutsches Patent erhalten. Der schweizerische Bundesrath hat den Gebrauch solcher Gewichtsstücke vor kurzem zugelassen. Die Form derselben ist kegelförmig mit einem Griffknopf an der Spitze, wofür selbst die Gewichtsbzeichnung eingravirt ist. Vor den jetzt gebräuchlichen Metallgewichten haben diese einestheils den Vorzug der Sauberkeit, dann werden sie nicht durch Rost oder Säuren angegriffen, und erleiden keine Gewichtsbabnahme beim Putzen. Es werden Gewichtsstücke von 500 Gramm an bis zu 5 Kilogramm in den Handel gebracht. —

Humoristisches.

— Von Mark Twain. Der französische Romanschriftsteller Paul Bourget hatte in der Zeitschrift „Outre mer“ die Bemerkung veröffentlicht, der Amerikaner pflege, wenn er nachdenklich, melancholisch oder von Langeweile geplagt würde, Nachforschungen und Speculationen über die Herkunft, die Person und den Beruf seines — Großvaters anzustellen. Auf diese merkwürdige Beobachtung Paul Bourget's antwortete nun Mark Twain mit der Gegenbeobachtung: „Der Franzose bestrebe sich in gleicher Gemüths-lage das Wer und Was seines — Vaters zu ermitteln.“ Darüber große Wuth und Entrüstung Bourget's, der die Ehre der gallischen Nation und der französischen Mütter insbesondere durch einen Waffengang mit dem verleumderten Verfasser der „Anschuld auf Reisen“ zu rächen drohte. Der friedfertige Mark Twain gab nun gleich klein bei. Er schlug Paul Bourget vor, die beiderseitigen Geschichten auszutauschen! Dann könne für die Franzosen die Suche nach dem Großvater ja nicht mehr kränkend sein, die Amerikaner aber wären es ganz zufrieden, über ihre „fathers“ (sprichwörtlicher Ausdruck für die puritanischen Väter, die Gründer der amerikanischen Kolonien) Nachforschungen anzustellen. —

— Am Sedantag. Zwei Zentner schwere, stark angefaufelte, im Kinnstein liegende Staatsflüge zu einem Gendarm, der mit einem glühenden Ding in der Hand herankommt: „Scheeren Sie sich zum Teufel — hup! — Volksvertreter — hup! — Ordnungspaar — hup! — Immunität!“

Gendarm: „Ach, entschuldigen Sie, ich wollte nur ergebenst anfragen, ob Sie vielleicht diesen Orden verloren haben.“ —
(„Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

y. In Altona erstach ein Schlosser auf offener Straße seine Braut, eine Wittve, aus Eifersucht. Als die That geschehen, gerbete er sich wie ein Verzweifelter. —

— Typhus-Erkrankungen in Beuthen. Nach amtlicher Mittheilung wurden in der vergangenen Woche wieder 269 neue Typhus-Erkrankungen polizeilich gemeldet. Die Gesamtzahl der Erkrankten betrug im Juni 45, Juli 125, August 660. Gestorben sind bisher 29 Personen. —

— Hat genug. Ivo, der als Einsiedler 43 Jahre auf dem Staffelsberg bei Bamberg gehaust, ist aus der Einsamkeit in die Welt zurückgekehrt. Er soll sich ein schönes Vermögen zusammengeeinfiedelt haben. —

— In Solmar (Elsaß) wurde einem Wirth von einer zerspringenden Kohlenäureflasche der Kopf zerschmettert. —

— Neue Erdbeben in Brüx (Böhmen). Am Montag hat knapp hinter dem Bahnhofs der Aulig-Tepliger Bahn ein Erdbeben stattgefunden. Das zehn Meter tiefe Loch wurde zugeschüttet und der Betrieb mit erhöhten Sicherheitsmaßregeln wieder aufgenommen. —

— In Brunn (Mähren) hat sich ein Zeugartillerist aus Wien in einer Badewanne erschossen. —

— Venedig, 30. August. In einem Möbellager in der Nähe des San Luca-Platzes brach heute ein großes Schandfeuer aus. Von der herbeigeeilten Feuerwehr werden sechs Mann vermisst; man befürchtet, daß sich dieselben unter den Trümmern befinden. Einige Bürger und Soldaten sowie ein Feuerwehrmann erlitten Verletzungen. —

— Eine jugkräftige Operette. Im Theater de la Gaite in Paris wurde am letzten Sonntag Abend die „Mascotte“ zum siebentehnten Male gegeben. —

c. e. Mädchen als Jockeys. Bei den letzten Trabrennen in Pittsfield (Nordamerika) wurden die feurigsten Renner von Mädchen getrieben. —

c. e. Muß seinen Grund haben. Meuternde Matrosen vom Schooner „Olive Peder“ erschlugen in der Nähe von Bahia, Brasilien, den Kapitän Whitman und den Steuer-mann Hansburgh. Eigenthümer des Schiffes sind Elliot u. Co. in Boston, denen auch die Brigg „Herbert Luller“ gehörte, an deren Bord vor einigen Monaten Kapitän Nash und Gattin sowie Steuer-mann Bamberg von dem Steuer-mann Bram erschlagen wurden. —